

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 54 (1950-1951)  
**Heft:** 13

**Artikel:** Nyati, die Büffelkuh  
**Autor:** Stoham, H.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-666759>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Nyati, die Büffelkuh

Von H. Stoham

Shenley war auf Büffel nicht gut zu sprechen, und er hatte seine Gründe dafür. Er betrieb eine Viehfarm auf dem Rif. Die Tsetsefliege machte diese Gegend gerade jetzt wieder sehr unsicher, was er den zahlreichen wilden Büffelherden zuschrieb.

Die Feststellung der Wissenschaftler und Naturforscher, dass das Vorkommen der Tsetsefliege mit dem Tierreichtum einer Gegend gar nichts zu tun hat, da auch Landstriche, die sehr arm an Wild sind, von der Tsetseplage nicht verschont bleiben, machte auf Shenley gar keinen Eindruck. Er hielt seine Meinung aufrecht, dass das Land zur Viehzucht ungeeignet sei, solange eine einzige wilde Büffelherde lebte.

Eines Morgens ging er aus, um Fleisch zu machen, und begegnete im Busch einer Büffelkuh mit einem ungefähr drei Monate altem Kalb. Ganz sorglos weideten die beiden Tiere auf einer kleinen Lichtung, die von hellem Sonnenlicht überflutet war, und freuten sich des saftigen Grüns.

Aber es wäre für sie besser gewesen, wenn sie im dichtesten Dschungel geblieben wären.

Der Jäger zielte sorgfältig nach der Schulter der Kuh und drückte ab, doch im gleichen Augenblick fuhr das Tier herum, als schreckte es vor seinem Schicksal zurück, und die Kugel fuhr in den massigen Nacken. Wie vom Blitz gefällt brach die Kuh zusammen.

Mit freudigem Geheul stürzten sich die schwarzen Burschen, die Shenley begleiteten, auf sie. Das Kalb flüchtete ängstlich einige Schritte weit, dann blieb es stehen und umkreiste unentschlossen die johlende Schar. Es scheute sich, ohne die Mutter weiter fortzugehen und kam neugierig näher.

Die Burschen hatten vor seiner noch kindlichen Kraft und seinen unausgeprägten Hörnern durchaus keine Angst, sondern umzingelten es, fingen es ein und verbanden seine Augen mit einem Tuch.

Shenley hatte dem Treiben belustigt zugesehen. Nun sagte er: «Zwei von euch bringen das Kalb nach der Farm, die anderen können einstweilen mit dem Abhäuten beginnen. Ich werde einen Wagen schicken, der das Fleisch heimbringen wird.»

Als Shenley wieder seiner Farm zuschritt, berechnete er, welchen Preis er für das Kalb erzielen könnte, wenn er es einem Händler verkaufte. Da-

durch würde mancher Schaden gedeckt sein, den er in letzter Zeit erlitten, denn ein Löwe hatte sich's zur Gewohnheit gemacht, seine Beute aus dem Bestand von Shenleys Herde zu wählen.

Die Zurückgebliebenen wollten eben mit dem Abhäuten Nyatis, der Büffelkuh beginnen, als diese sich plötzlich erhob und mit gesenktem Kopf zum Angriff schritt. Die Eingeborenen stoben auseinander und riefen nach ihrem Herrn, aber Shenley war schon ausser Hörweite.

Nyati gewann ihre Freiheit und verschwand im Busch. Sie war noch immer etwas benommen, aber nicht ernstlich verletzt. Die kleine Stahlkugel hatte ihren fleischigen Nacken durchschlagen und die Wirbelsäule gestreift. Das hatte eine vorübergehende Lähmung verursacht.

Das Büffelkalb wurde der Obhut einer alten Kuh anvertraut, die vor kurzem ihr Junges verloren hatte, und hauste zusammen mit dieser in einem Kral. Shenley sah es sich an: ein kleines, zottiges Stierkalb mit unförmig dicken Beinen und breitem, plumpem Muffler.

«Schaut nicht aus wie ein Rennpferd», sagte Shenley, «seher wie ein altmodisches Bett.»

Kuh und Kalb schlossen dicke Freundschaft. Die Kuh betrachtete es als ihre Pflicht, für den zottigen, plumpen Gesellen zu sorgen, und dem Kalb war es einerlei, woher die Milch war, wenn sie nur reichlich floss.

«Es wird mit der Herde aufwachsen», sagte der Oberhirte Massai, «und wenn es zwei Jahre alt ist, wird es den Mann töten, der es wartet. Dieser Mann werde ich sein!»

«Zu der Zeit ist das Stierchen schon längst in einem Käfig in Ulaya gesperrt», beruhigte ihn sein Herr.

Fern von ihrem Jungen erholte sich Nyati nach und nach von dem Schock. Sie erinnerte sich wieder an das Dasein eines tollpatschigen kleinen Wesens, das für sie das reizendste Büffelkalb in ganz Afrika war.

Sie brüllte leise klagend, wenn sie daran dachte, dass sie ihren Sohn in der Stunde der Not verlassen hatte und sie ahnte ein schlimmes Ende.

Am Nachmittag erschien sie plötzlich auf den Weideplätzen. Die Hirten konnten sich vor ihrem ungestümen Angriff nur dadurch retten, dass sie eiligst auf Bäume kletterten. Die Herde betrach-

tete sie mit stumpfsinniger Bestürzung, als sie sich unter sie mengte und in der seltsamen Sprache der wilden Tiere unermüdlich nach ihrem Kalb rief. Eine wilde, massive Bestie mit roten Augen unter den gezähmten entmutigten Tieren, die es sich lautlos gefallen liessen, von ihr beiseite gedrängt zu werden und gleichmütig ihr Gras wiederkaute.

Am Abend stand Nyati reglos, ermüdet und zweifelt im Busch. Auf jeder Seite ihres Nackens leuchtete ein blutroter Punkt — ein Magnet für die zahllosen Fliegen; ihr Fell war schweißgetränkt, ihre Flanken von Entbehrung eingefallen.

Aus einer Felsenschlucht des Berges klang das drohende Gebrüll eines hungrigen Löwen; lang gezogen gab das Echo es weiter und schreckte die Tiere von ihrem Nachtlager. Das Herdenvieh schmiegte sich enger aneinander. Als der letzte Laut des widerhallenden Gebrülls verklungen war, tönte durch die lautlose Stille ein schwaches, vertrautes Muhen an Nyatis Ohren; es klang ganz anders als der klagende, angstvolle Ruf der Herdentiere.

Mit wilden Sätzen, den Wind in der Nase und Freude im Herzen, rannte sie dem Klang dieser Stimme zu.

Nyati näherte sich der Dornbuschhecke, bohrte ihren Muffler in das Gestrüpp und sog die Luft. Ganz deutlich witterte sie unter den vielen fremden Gerüchen auch den ihr wohlbekannten ihres Jungen. Mit einem leisen, ermutigenden Röhren gab sie ihm ihre Nähe zu verstehen. Das junge Stierkalb drängte sich dicht gegen die Einfriedung. Es wollte mit seiner Mutter sprechen und sie ein dringlich bitten, es sofort aus dieser lauten Umgebung weg in die Stille des wilden Busches zu führen. Aber Nyati war machtlos. Das Dornengestrüpp, das sie von ihrem Kinde trennte, war zu dicht, als dass sie eine Öffnung hätte hineinschlagen können.

Der Mond stieg zum Scheitelpunkt seiner Bahn. Die Türen der Hütten waren geschlossen, die Hirten schliefen. Der Wind trug das Gebrüll des heutegierigen Löwen her, der noch immer nichts gefunden hatte, um seinen Hunger zu stillen, und nun auf dem Wege nach der Farm war, wo er mit Sicherheit auf Fleisch rechnen durfte.

Nyati hörte von der anderen Seite der Einfriedung ein leises Knurren und das ängstliche Schnauben der Rinder. Sie wusste, was dies bedeutete: Der Löwe versuchte die Herde in wilde Flucht zu jagen, damit sie in panischem Schrek-

ken die Einfriedung niedertrampeln sollte und er sich in Ruhe ein Beutestück aussuchen konnte. Wenn sein Vorhaben gelang, musste ihr Kalb ihm als erstes zum Opfer fallen.

Aber Nyati war von einer Rasse, die sich vor nichts in der Wildnis fürchtete. Mit wilden Sätzen stürmte sie rund um die Einfriedung, und plötzlich stand sie Simba im fahlen Mondlicht gegenüber.

Ueberrascht stiess der Löwe einen schwachen Laut aus. Zuerst glaubte er sich einer entlaufenen Kuh gegenüber und leckte sich den Bart vor Freude über den glücklichen Zufall. Aber er wurde gleich eines anderen belehrt, denn Nyati drang ohne Zögern auf ihn ein. Er sprang zur Seite, stellte sich auf die Hinterbeine und schlug mit seiner mächtigen Pranke nach ihr.

Aber sein Manöver hatte nicht den gewünschten Erfolg, denn Nyati erwischte ihn doch mit dem einen Horn des zum Angriff gesunkenen Schädel und riss ihm eine tiefe Wunde in die Flanke. Doch auch von ihrer Schulter hingen Fleischfetzen.

Der Löwe hatte Blut gerochen und wurde noch wilder. Mit einem Satz war er auf dem Rücken der Büffelkuh und grub seine Zähne in ihr ungeheures Genick. Nyati kannte die Abwehr dieses Angriffs. Sie warf sich mit ihrem ganzen Gewicht auf die Dornenhecke, rollte sich über, begrub den Löwen unter sich und presste ihn in das Dornengestrüpp.

Inmitten der zerbrochenen Umzäunung mit den herabhängenden Dornenzweigen nahm der fürchterliche Kampf seinen Fortgang. Nun, da Nyati ihren Feind in die Klemme gebracht hatte, liess sie ihn nicht mehr los. Ihre Wunden beachtete sie nicht. Mit rücksichtsloser Wut stampfte sie ihren Widersacher nieder, zerfetzte ihn mit den Hörnern, drang stets von neuem auf ihn ein, bis von dem Löwen nichts mehr übrig war als ein zerfetzter, an der Dornenhecke hängender Kadaver. Da liess Nyati von dem Räuber, der ihr Junges bedroht hatte, ab und eilte zu diesem zurück, um es mit kosender Stimme zu trösten und zu beruhigen.

Vielleicht hatten die Eingeborenen das Kampfgebrüll gehört. Jedenfalls massen sie ihm keine Bedeutung bei. Shenley entdeckte erst am Morgen die Vorgänge der Nacht, als er bei Tagesanbruch herauskam, um die Leute zu wecken.

Zuerst sah er den zerfetzten Kadaver des Löwen in der Dornenhecke, dann hörte er ein heftiges Schnauben. Die Büffelkuh rannte auf ihn zu. Er hatte gerade noch Zeit, den Kornspeicher zu er-

reichen und die Leiter hinaufzuklettern. Verwundert schaute er von der Plattform des Speichers auf die wilde Kuh mit dem zerbissenen Genick und den blutbefleckten Flanken.

Sein Rufen schreckte die Eingeborenen vor die Türen ihrer Hütten. «Fungua n'gombe (öffnet den Kral)!» schrie Shenley, und ein Knabe rannte flink zu dem Tor auf der anderen Seite der Einfriedung und öffnete es. Dann brachte er sich eiligst in Sicherheit.

Langsam trotteten die Rinder auf das Tor zu, blieben grasend stehen, gingen weiter, aber Nyati war in einem Augenblick unter ihnen und bahnte sich rücksichtslos einen Weg in ihre Mitte. Nach

einer kleinen Weile kam sie wieder zum Vorschein. Hinter ihr sprang das Kalb, den Schweif in der Luft, den Kopf erhoben. Mutter und Sohn verschwanden zusammen im Busch, ihr freudiges Brüllen verhallte in der Richtung nach den fernen, einsamen Bergen.

Shenley kam die Leiter herunter. Er entschuldigte sich etwas unsicher bei seinem Oberhirten.

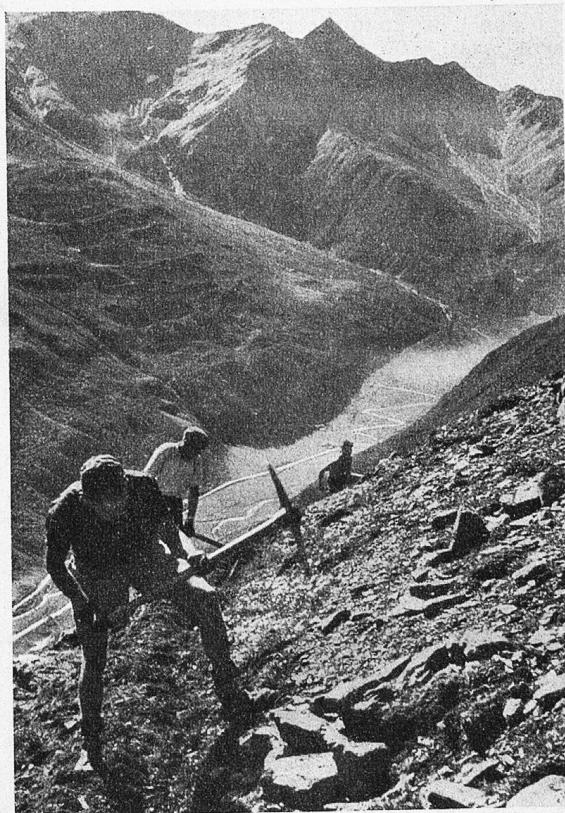
«Was hätte ich tun können — ausser sie niederschiessen?» Er zeigte auf den zerfetzten Körper des Löwen. «Und das brachte ich nicht über mich, da sie uns doch von diesem alten Herdenräuber befreit hat ...»

## Studentische Arbeitskolonien

Wer schon eine studentische Arbeitskolonie mitgemacht hat, der weiss es: eine Arbeitskolonie ist etwas denkbar Unproblematisches. Der Reichtum einer Arbeitskolonie ist zuvorderst ein erlebnishafter. Diesem Erlebnis haben sich bisher mehr als 1600 Studenten hingegeben.

Den Anfängen der schweizerischen Arbeitskolonien stand nicht eine Idee zu Gevatter. Der prak-

tische Zweck stand im Vordergrund: 1925 sollte die verfallene Ruine Misox trotz fehlenden Geldmitteln restauriert werden. Man brauchte kräftige Arme, die wenig Lohn verlangten. Der Dichter Heinrich Federer richtete an die akademische Jugend einen warmen Appell, sich hier freiwillig zum Arbeitsdienst zu melden. Der Verband der Schweiz. Studentenschaften übernahm es, für das



Ein neuer Weg wird gebaut.



Selbst einfache Kost schmeckt herrlich nach getaner Arbeit.